



MEGAN COOLEY
PETERSON

LÜGENTOCHTER

Natürlich **magellan**®



**Hergestellt in Deutschland
Gedruckt auf FSC®-Papier
Lösungsmittelfreier Klebstoff
Drucklack auf Wasserbasis**

1. Auflage 2021

© 2021 Magellan GmbH & Co. KG, 96052 Bamberg

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe vorbehalten

Text Copyright © 2019 by Megan Cooley Peterson

Published by arrangement with Holiday House Publishing, Inc., New York.

All rights reserved.

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel

»The Liar's Daughter« bei Holiday House Publishing, Inc.

Aus dem Englischen von Sandra Knuffinke und Jessika Komina

Umschlaggestaltung: Christian Keller unter Verwendung von Motiven
von shutterstock / Aleshyn_Andrei / Digiselector / RODINA OLENA

Druck: CPI, Leck

ISBN 978-3-7348-5051-6

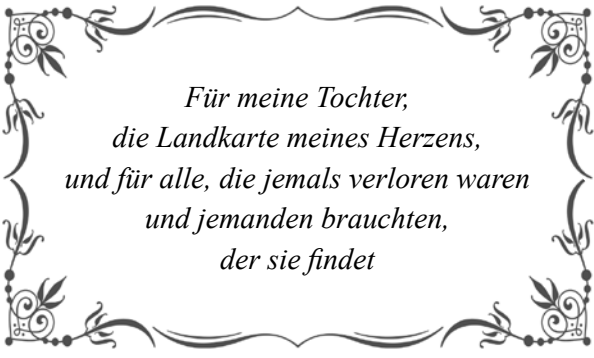
www.magellanverlag.de

MEGAN COOLEY
PETERSON

LÜGENTOCHTER

Aus dem Englischen von
Sandra Knuffinke und Jessika Komina



A decorative rectangular border with ornate floral and scrollwork patterns in each corner and along the sides, framing the central text.

*Für meine Tochter,
die Landkarte meines Herzens,
und für alle, die jemals verloren waren
und jemanden brauchten,
der sie findet*

1.

Ein Bett.

Ein Fenstersitz.

Ein zerkratzter Schreibtisch mit Blümchenstickern auf den Schubladen.

Das sei alles meins, sagen DIE.

Die Frau kommt mich holen und führt mich einen Flur runter, der so eng ist, dass die Wände mich fast zu erdrücken scheinen. Sie trägt von oben bis unten Beige und ist komplett ungeschminkt. Meine Blase ist kurz vor dem Platzen; ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal auf dem Klo war. Die Schuhsohlen der Frau quietschen beim Gehen, ihr Rock raschelt. Alles ist ohrenbetäubend laut.

Die Frau stößt mit dem Ellenbogen eine Tür auf. Weiße Wände und weißer Boden blenden mich, und ich kneife die Augen zusammen, bis sie sich an die Helligkeit gewöhnt haben. Es riecht schwach nach Bleichmittel. »Im Schrank sind saubere Handtücher und Seife. Nimm dir einfach, was du brauchst. Du hast das Badezimmer für dich. Hier stört dich niemand.«

Sie guckt so erwartungsvoll. Ich sage nichts.

Endlich macht sie die Tür hinter sich zu und das Klicken hallt von den Fliesen wider. Urin durchtränkt meine Hose, bevor ich es zur Toilette schaffe.

Trotzig schiebe ich das Kinn vor und Sorge dafür, dass wer auch immer mir vielleicht zusieht, nichts verpasst.

Vater und Mutter haben oft davon geredet, dass so was irgendwann passieren könnte. »Die Welt ist schlecht«, hat Mutter uns gewarnt. »Ihr dürft niemandem trauen! Nur mir und eurem Vater. Vergesst das nicht!«

D
A
N
K
H

Kaltes Wasser rauscht aus dem Duschkopf auf den Wannengboden. Ich drehe den Hebel nach links, dann nach rechts, aber es wird einfach nicht warm. Mein Spiegelbild in der Metalloberfläche wirkt verzerrt, kaum menschlich.

DIE haben den Hahn mit Absicht manipuliert, damit ich mich mit kaltem Wasser waschen muss. Für so schwach halten sie mich also. Denken, dass sie so meinen Widerstand brechen können.

Meine nasse Hose klebt mir an den Beinen, als ich sie ausziehe. Ich nehme die Halskette mit dem grünen Anhänger ab, die ich von meiner Mutter habe, und deponiere sie auf der Ablage. Doch als ich den Stein im Licht aufblitzen sehe, lege ich die Kette lieber wieder um und lausche weiter argwöhnisch auf Geräusche von außerhalb des Zimmers.

Beim Blick in den Spiegel erkenne ich das Mädchen, das mir daraus entgegentritt, kaum wieder. Meine Schlüsselbeine stehen so weit vor, dass sie Schatten werfen. Meine Brüste sind kleiner geworden, mein Bauch wölbt sich nach innen. Als ich mir ins Haar fasse, fällt es strähnenweise aus.

Hier sei ich in Sicherheit, sagen DIE. Dies sei jetzt meine Familie.

Dabei kenne ich diese Leute überhaupt nicht. Und das hier ist nicht mein Zuhause.

Hinter mir ertönen Stimmen, verzerrt, wie eine rückwärts abgespielte Tonbandaufnahme. Als ich mich zur Tür umdrehe, verstummen sie.

»Die Welt ist schlecht.«

Ich konzentriere mich auf die Stimme meiner Mutter. Das beruhigt mich. Bald werden wir wieder zusammen sein, genau wie sie es versprochen hat.

Das Wasser verbrüht mir den Fuß – es ist so eisig, dass es sich heiß anfühlt.

Die kleinen sechseckigen Bodenkacheln, die unter der Badewanne verschwinden, sind voller Sprünge. Auf dem Wannrand stehen reihenweise Flaschen, die für schöneres Haar und weichere Haut werben. Mutters gute Seife roch nach Lavendel.

Ich rubbele mich mit einem Handtuch ab, hin und her, bis meine Haut dunkelrosa ist.

Es ist die leuchtendste Farbe im ganzen Raum.

2.

D In der ganzen Küche stinkt es nach Bleichmittel.

A Ich lächle Beverly Jean an, die auf einem Hocker neben
V der Spüle sitzt, und lege mir dann den Zeigefinger auf die
O Lippen.

R Die Tanten haben ihr ein Handtuch um die schmalen Schultern geschlungen und es vorne mit einer Sicherheitsnadel befestigt. Tante Barb kämmt ihr das Haar, während Tante Joan die Blondierung mischt.

Sie beginnt, die Flasche zu schütteln, und Beverly Jeans Augen folgen der Bewegung wie einem Pendel.

»Darf ich sie ein bisschen trösten?«, frage ich. Als älteste Tochter ist es meine Aufgabe, den Erwachsenen mit meinen jüngeren Geschwistern zu helfen. Tante Barb und Tante Joan sind nicht gerade mütterlich veranlagt, also muss ich einen Ausgleich dazu schaffen.

Tante Joan knallt die Flasche entnervt auf den Tisch. Ihr langes ergrautes Haar ist zu einem strengen Knoten gebunden, der ihre krepppapierartige Gesichtshaut straff zieht.

»Tu, was du nicht lassen kannst.« Sie seufzt. »Hauptsache, sie ist still. Du weißt ja, was dein Vater von plärrenden Kindern hält.«

Ich hocke mich neben Beverly Jean und greife nach ihrer Hand. »Ist bald vorbei«, flüstere ich. »Mach einfach die Augen zu und drück meine Hand, dann hast du es ganz schnell hinter dir.«

Beverly Jean tut wie geheißen, während Tante Joan ihr die ätzende Flüssigkeit ins Haar spritzt. Sofort verfärbt sich die Kopfhaut darunter krebsrot. Ich habe schon so oft darum gebe-

ten, ob wir nicht ein weniger aggressives Färbemittel benutzen können, aber die beiden behaupten, es gebe keins.

Beverly Jean wimmert. Ich drücke ihre Hand noch fester und fange an, ein Wiegenlied zu summen, das ich ihr immer vorgesungen habe, als sie noch ein Baby war.

Sobald Tante Joan fertig ist, zieht Tante Barb meiner Schwester eine Plastikduschhaube über den Kopf und stellt die Eieruhr. Tante Barb trägt ein langes Jeanskleid und Kompressionsstrümpfe, wie jeden Tag, immer dasselbe. »Fünfzehn Minuten«, verkündet sie. »Und keine Sekunde weniger.«

Dann verschwinden die Tanten im Flur und Beverly Jean öffnet die Augen. »Wenn das Zeug ausgespült ist, reibe ich dir den Kopf mit Eiswürfeln ein, ja?«, versuche ich, sie aufzumuntern. »Das hilft doch immer.«

Als die Eieruhr endlich klingelt, tauche ich die Finger in die Spüle und benetze Beverly Jeans Arm mit dem Wasser. »Ist die Temperatur in Ordnung so?« Ich habe es schon vor einer Stunde in einem Topf auf dem Holzofen erhitzt und hoffe, dass es inzwischen nicht zu kalt geworden ist. Fließendes Wasser haben wir nicht, aber immerhin funktionieren die Abwasserleitungen noch.

»Ja, fühlt sich gut an. Danke, Pip.« Als Beverly Jean noch klein war, konnte sie meinen Namen nicht richtig aussprechen. Also hat sie mich Pip genannt und ist dabei geblieben.

Jetzt legt sie den Kopf in den Nacken, damit ich ihr die Duschhaube abnehmen und das Bleichmittel aus den Haaren spülen kann. Ihr zuvor noch dunkler Ansatz leuchtet so gelb wie das Gefieder der Goldzeisige, die immer die Samen aus Mutters Sonnenblumen picken. Ich massiere ihr eine Creme zur Abmattierung ein und kurz darauf ist sie wieder makellos blond. Genau wie Mutter.

Nachdem ich ihr die Haare vorsichtig mit einem Handtuch

ausgedrückt habe, hole ich einen Eiswürfel aus dem Gefrierfach und reibe damit über ihre immer noch böse gerötete Kopfhaut. »Jetzt hast du dir auf jeden Fall ein Wassereis verdient«, erkläre ich. »Welche Sorte willst du?«

»Traube!«

Ich drücke ihr eins aus der Form. »In ein paar Stunden sind Vater und Mutter da«, sage ich dann. »Die werden sich freuen, dass du dich für sie so hübsch gemacht hast.«

Beverly Jean runzelt die Stirn. »Henry und du müsst euch nie die Haare färben. Das ist so was von unfair.«

Ich lasse meinen langen Pferdeschwanz durch die Finger gleiten. »Wir sind ja auch von Natur aus blond. Mutter hat es eben gern, wenn man sofort sieht, dass wir eine Familie sind. Damit sich keiner von uns ausgeschlossen fühlt.«

»Und was ist mit Caspian und Thomas?«

»Die hat Vater zwar hier aufgenommen, aber sie sind nicht unsere richtigen Brüder. Darum müssen sie auch nicht blond sein. Verstehst du?«

»Denke schon.« Beverly Jean beißt in ihr Wassereis.

Ich gebe ihr einen Kuss auf die Wange. »Gut. Dann gehe ich mich jetzt um Samuels Haare kümmern.«



Nachdem wir mit dem Haarefärben durch sind, mache ich mich auf die Suche nach Caspian.

Der See schwappt träge ans Ufer und auf der Wasseroberfläche dümpeln Algenfetzen. Ein paar der Kleinen haben sich einen Eimer geschnappt und versuchen, einen Frosch darin zu fangen. Ihr Lachen lässt mich den Gestank des Bleichmittels vergessen.

Über den Bäumen ragt die alte Achterbahn auf. Unser Haus

befindet sich auf dem Gelände eines ehemaligen Vergnügungsparks, der vor vierzig oder fünfzig Jahren stillgelegt wurde. Vater hat die meisten der Fahrgeschäfte von seinen Männern abreißen lassen, aber ein paar stehen noch. Er fand, das hier wäre das perfekte Zuhause für seine Kinder, fernab von jeglicher Zivilisation.

In unserem Haus hat früher der Parkverwalter gewohnt. Es hat zwei Stockwerke, viele Fenster und schöne Holzfußböden. Das Dach über dem Zimmer der Jungs müsste dringend abgedichtet werden und ist derzeit mit einer großen blauen Plane abgedeckt. Vater legt Wert darauf, dass wir autark bleiben, darum gibt es weder Strom noch fließendes Wasser, dafür aber einen Brunnen mit Pumpe, Generatoren und Kerzen. Wir haben alles, was wir brauchen.

Die Tanten sind nirgends zu sehen. Vermutlich wollen sie sich vor dem Mittagessen noch ein bisschen ausruhen; zumindest weisen sie uns ständig darauf hin, wie furchtbar anstrengend wir seien.

Bei der alten Eiche bleibe ich stehen. An ihren Stamm ist ein Schild genagelt, das Vater aus einem Stück Holz geschnitzt hat.

Die Gemeinschaft ist Wahrheit.

Die Gemeinschaft ist Treue.

Die Gemeinschaft bietet uns Schutz.

Das ist unser Glaubensbekenntnis, alles, wofür unsere Gemeinschaft steht und lebt. Immer wenn ich traurig oder frustriert bin, komme ich hierher und sehe mir das Schild an. Und jedes Mal erfüllt es mich mit Licht und neuer Hoffnung.

Als ich es vorsichtig berühre, durchzuckt mich ein kleiner magischer Funke.

Im Maisfeld finde ich schließlich Cas, der dort mit einer Ha-

cke dem Unkraut zu Leibe rückt. Unser Gemüsebeet ist ziemlich groß, gute sechs Meter lang, und am hinteren Ende wächst der Mais. Wir bauen alles Mögliche an: Artischocken, Salat, Tomaten, Blumenkohl. Am liebsten mag ich aber das Wurzelgemüse: Karotten, Rote Bete und Radieschen, die sich so lange unter der Erde verstecken, bis sie bereit sind, sich der Welt zu zeigen.

Cas trägt ein weißes T-Shirt, das bei jeder Bewegung um seine breiten Schultern spannt. Ich schnappe ihm die Hacke weg.

»Hey!«, beschwert er sich und versucht, sie sich zurückzuholen. »Die brauche ich noch.«

Ich weiche ihm aus, sodass die Hacke immer gerade außerhalb seiner Reichweite ist. »Du hast für heute genug gearbeitet. Außerdem musst du meine Zeit stoppen.«

Vater hat dreißig Meter vom Ufer entfernt eine Boje in den See gesetzt, die ich beim Schwimmtraining als Markierung für meine Bahnen benutze. Wenn der Krieg ausbricht, muss ich schließlich fit sein. Und nach all den Liegestützen, die ich diese Woche zusätzlich gemacht habe, konnte ich mich bestimmt noch um eine Sekunde verbessern.

Cas guckt mich an, und seine Augen sind so blau wie das Kaspische Meer, nach dem er benannt wurde. Ich war noch nie an einem anderen Gewässer als unserem See, aber ich habe in einem Buch ein Foto vom Meer gesehen. Das hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt, und irgendwann will ich mal in einem echten Ozean schwimmen. Außerdem hat Cas so dichte dunkle Wimpern, dass es wirkt, als hätte er sie getuschelt. Er ist der dunkelste Typ von uns allen. Sein Bruder Thomas hat braunes Haar, aber das von Cas ist schwarz – genau wie das seines Vaters, sagt er immer. »Schneller kannst du doch wohl kaum noch werden«, wendet er ein.

»Ach komm«, bettele ich. »Meine letzte Zeit ist schon zwei

Wochen alt. Seitdem hat sich bestimmt jede Menge getan. Das will ich Vater gern vorführen, wenn er das nächste Mal hier ist. Vielleicht beschließt er ja dann, dass ich bereit für meine Initiation bin.«

»Curtis ist so oder so stolz auf dich, Piper, das weißt du ganz genau. Du bist sein absolutes Lieblingskind.«

»Quatsch.«

Cas rempelt mich spielerisch an. »Und ob. Als ich zu euch gekommen bin, warst du so eifersüchtig auf mich, dass du zu mir gesagt hast, ich dürfte mir ruhig im Garten Erdbeeren pflücken. Mann, hab ich dafür einen Anpiff kassiert.«

Vater hat Caspian und Thomas vor ein paar Jahren aufgenommen, nachdem er ihre Eltern der Gemeinschaft verweisen musste – sie hatten Drogen hereingeschmuggelt. Da die Jungs sonst völlig auf sich allein gestellt gewesen wären, hat er ihnen erlaubt zu bleiben. Es wäre ja schließlich grausam gewesen, sie raus in die Außenwelt zu jagen. Thomas, der vor Kurzem seine Initiation hatte, war die letzten paar Monate mit Mutter und Vater in der Kolonie, und ich kann es kaum erwarten, ihn darüber auszufragen.

»Ich hab nie behauptet, dass du die Erdbeeren essen dürftest! Also echt, wenn du schon solche Lügengeschichten erzählst, dann denk dir wenigstens was Interessantes aus.«

Wieder versetzt er mir einen Schubs und ich schubse zurück. In meinem Bauch fängt es an zu kribbeln, aber ich ignoriere das Gefühl.

Als Nächstes startet er einen Angriff auf meine absolute Schwachstelle – die Armbeuge – und fängt an, mich zu kitzeln. Quietschend renne ich los Richtung See und kicke dabei meine Sandalen von den Füßen. Die Kleinen stürmen uns lachend hinterher und kurz darauf planschen wir alle zusammen im flachen Wasser. Die Sonne scheint mir warm auf die Schultern,

und die Kühle des Sees verscheucht die Gedanken an Beverly Jeans feuerrote Kopfhaut und an Vater und Mutter, die mir so sehr fehlen.

»Raus aus dem dreckigen Wasser, aber flott!«

Tante Joan steht plötzlich am Strand und stemmt die Hände in die Hüften. Folgsam trotten wir der Reihe nach – erst die Jüngsten, dann die Ältesten – ans Ufer und weiter Richtung Haus.

In puncto Gehorsam macht uns keiner was vor.

»Ihr könnt froh sein, dass ich euch nicht die Rute gebe«, schimpft Tante Joan. »Na los jetzt, waschen und umziehen.«

Als sie nicht hinsieht, drehe ich mich um und versetze Cas einen Klaps auf den Arm. Blitzschnell schnappt er sich meine Hand und drückt sie, nur für eine Sekunde, dann lässt er mich wieder los.

3.

D Bei Vaters und Mutters letztem Besuch konnte Millie noch nicht laufen.

A Das hatte die Dinge sehr vereinfacht.

V Jetzt windet sie sich aus meinen Armen und flitzt splinternackt durch den Flur, ihr geliebtes Kuscheltier, eine Giraffe mit nur noch einem Ohr, an sich gedrückt. »Millie, komm sofort zurück!« Mit einer frisch gewaschenen Windel in der Hand nehme ich die Verfolgung auf und erwische sie schließlich vor dem großen Fenster mit Blick über den See. Dort wartet sie immer auf unsere Eltern, die jetzt jeden Moment hier sein müssten.

»Mensch, Millie, willst du dich denn gar nicht für Mommy und Daddy schick machen?«

Sie steckt sich den Daumen in den Mund. »Wo ist Mommy?«

»Sie und Daddy sind bald hier. Na komm, wir ziehen dir schnell was an, und dann dauert es bestimmt nicht mehr lange.«

Ich nehme sie mit zurück ins Mädchenschlafzimmer. Dort sitzt Beverly Jean auf dem Bett und zieht einer ihrer Papierpuppen ein violettes Ballkleid an. Sie selbst wirkt in ihrem burgunderroten Kleid samt weißer Schärpe wie aus dem Ei gepellt.

Carla hängt am Schreibtisch und malt in ihrem Skizzenbuch. Auch sie trägt schon ihr Kleid, aber die Schärpe fehlt noch. Sie ist ein paar Jahre jünger als ich und hat vor Kurzem beschlossen, dass Kleider der Inbegriff des Bösen sind.

»Carla, wo ist denn deine Schärpe?« Ich spähe ihr neugierig über die Schulter, aber sie schirmt ihre Zeichnung mit beiden Armen vor mir ab.

»Weiß nicht.«

»Lass dich von den Tanten ja nicht ohne erwischen. An deiner Stelle würde ich lieber noch mal suchen.«

Mit einem unwilligen Brummen schlägt Carla ihr Buch zu und geht zum Einbauschränk. Sie kickt einen Korb mit Schmutzwäsche beiseite, der drinnen auf dem Boden steht. »Hier ist sie nicht.«

Millie hat sich mittlerweile brav hingelegt, und ich hebe ihren Po an, um die Windel darunterzuschieben. Nachdem ich sie mit Sicherheitsnadeln verschlossen habe, manövriere ich erst eins ihrer speckigen Beinchen in die Strumpfhose, dann das andere. Die Hose sitzt so eng, dass ich fürchte, sie wird bald reißen. Wer auch immer Strumpfhosen für Kleinkinder erfunden hat, gehört eingesperrt. »Du hast ja überhaupt nicht richtig geguckt. Komm schon, Carla, gib dir mal ein bisschen mehr Mühe.«

»Spiel dich nicht so auf, hältst du dich für Mutter, oder was?«, faucht sie mich an, dann aber entdeckt sie die Schärpe oben auf einem Regal und bindet sie sich endlich um.

»Und, war das jetzt so schlimm?«, frage ich. Carla würdigt mich keiner Antwort.

»Sieht toll aus«, lobt Beverly Jean.

»Gar nicht, ich sehe schrecklich aus.« Carla lässt sich auf ihr Bett plumpsen, das meinem gegenübersteht. »Wie ein Streuselkuchen.«

»Ihr seid alle beide sehr hübsch«, sage ich. Nachdem ich Millie fertig angezogen habe, reiche ich sie an Carla weiter. »Halt sie davon ab, sich wieder alles vom Leib zu reißen, ja?«, weise ich sie an, während ich aus meiner Schlaghose und dem Häkeltop schlüpfte und mein eigenes Kleid überstreife. Tante Barb hat sie uns allen vor ein paar Monaten genäht und meins ist mir inzwischen ein bisschen zu weit. Durch das viele Schwimmen bin ich drahtiger geworden, mein Körper stromlinienförmiger. Nicht dass ich mich beschweren wollte. Mutter freut sich immer so,

wenn wir uns schick machen. Vater heißt derlei Eitelkeiten eigentlich nicht gut, aber ihr zuliebe nimmt er es hin.

Jetzt steckt Tante Barb den Kopf ins Zimmer. »Na los, Beelung. Kommt raus und stellt euch auf.«

Als sie weg ist, nehme ich Carla Millie wieder ab. »Ich hoffe, du hast dein Pensum gelesen«, sage ich zu ihr. Sie verdreht die Augen, nimmt Vaters Buch vom Tisch und hält es demonstrativ hoch. Vaters Lehrschriften sind alle mit der Schreibmaschine getippt und in Leder gebunden. Er merkt es sofort, wenn wir mit unserer Lektüre im Rückstand sind.

Ausnahmsweise sind die Jungs schon vor uns unten. Wie die Orgelpfeifen stehen sie nebeneinander auf dem Rasen. Caspian schiebt seine burgunderrote Krawatte zurecht und fährt sich übers Haar. Eine Strähne fällt ihm zurück in die Stirn, und am liebsten würde ich sie nach hinten streichen, einfach nur, um ihn zu berühren, aber der wachsame Blick der Tanten hält mich davon ab. Seit einiger Zeit scheinen die beiden etwas dagegen zu haben, dass wir uns zu nahekommen. Neben Cas stehen Samuel, elf, und Henry, acht. Sie sehen zum Anbeißen aus in ihren zueinanderpassenden Cordhosen und Krawatten, und ich kann es mir nicht verkneifen, ihnen das auch zu sagen.

Samuel streckt mir die Zunge raus.

»Na, na«, rügt Tante Joan.

Sobald wir Mädchen uns neben den Jungs aufgereiht haben, folgt die große Inspektion. Tante Barb bearbeitet Samuels Jackett mit einer Fusselrolle und macht direkt danach mit Caspians weiter. Tante Joan fordert Henry auf, seinen Cowboyhut abzunehmen.

»Hunger«, quengelt Millie und kaut wie zur Bekräftigung auf dem Vorderbein ihrer Giraffe herum.

»Bald gibt's Essen«, tröste ich sie. »Aber jetzt musst du schön still sein, ja?«

Reifen knirschen über Kies und kurz darauf rollt eine elegante schwarze Limousine die Auffahrt hoch und bleibt vor uns stehen. Der Fahrer steigt aus, eilt nach hinten und öffnet die Tür.

Mutter setzt einen Fuß aus dem Wagen. Silberne High Heels – ich kann es kaum erwarten, die später anzuprobieren! Zarter blauer Stoff fällt wie ein Schleier über ihr Bein, als sie sich vom Fahrer hochhelfen lässt und hinaus in die Sonne tritt. Sie trägt einen Strohhut und eine große Sonnenbrille. Ihr blondes Haar fließt ihr in offenen Wellen über den Rücken.

Mutter ist die glamouröseste Frau, die ich je gesehen habe. Neben ihr verblassen sogar Hollywoodstars. Wir haben schon alle möglichen Filme mit ihr zusammen geguckt, zum Beispiel »Casablanca« und »Heimweh nach St. Louis«, mit wunderschönen Schauspielerinnen. Aber sie überstrahlt sie allesamt.

Als sie uns sieht, breitet sie die Arme aus. »Meine Lieblinge!«

Samuel und Henry stürmen auf sie zu, dicht gefolgt von Millie. Beverly Jean späht zu mir hoch, als wäre sie nicht ganz sicher, ob ein großes Mädchen wie sie sich noch zu solchen Gefühlsbekundungen hinreißen lassen darf – sie ist gerade sieben geworden.

»Na lauf«, flüstere ich ihr zu, und sie hüpfte los.

Mutter geht trotz ihres vornehmen Kleids in die Hocke und die Kinder stürzen sich in ihre Arme. Sie bedeckt ihre Gesichter mit Küssen und ihr Lachen umhüllt uns wie eine Schicht Honig.

Wenn sie kommt, ist sofort alles besser. Sogar der Himmel erscheint mir blauer.

Caspian, Carla und ich halten uns zusammen mit den Tanten im Hintergrund. Auch wir werden unsere Chance bekommen, Mutter zu begrüßen. Aber jetzt brauchen die Kleinen sie erst mal dringender.

Mutter schreitet mit Millie auf dem Arm auf uns zu, während

die anderen hinter ihr herwackeln wie eine Schar Entenküken. »Was habt ihr mir gefehlt!« Sie nimmt ihre Sonnenbrille ab und küsst nun auch uns Ältere auf die Wangen. Ich rieche ein neues Parfüm. Später muss ich sie unbedingt fragen, was für eins es ist – vielleicht darf ich es ja mal ausprobieren.

»Ich hab euch allen Geschenke mitgebracht«, verkündet Mutter, und Henry und Samuel hüpfen vor Freude auf der Stelle.

»Krieg ich ein Schießgewehr?«, fragt Henry. Sein rundes Gesicht wird von blonden Locken eingerahmt und seine Augen sind genauso groß und braun wie Vaters.

Mutter lässt sich auf ein Knie sinken. »Ein Schießgewehr? Was willst du denn damit?«

»Die bösen Leute totschießen.«

Sie lächelt. »Mein kleiner Held. Vielleicht wenn du älter bist.« Dann wendet sie sich Samuel zu. Seine breite Nase ist mit Sommersprossen gesprenkelt und ihm fehlen die oberen beiden Schneidezähne. »Und du, Sam? Was hättest du gern?«

»Neue Spiele. ›Pac-Man‹! Oder ›Super Mario Brothers‹!« Seine Stimme überschlägt sich vor Aufregung und Carla verdreht die Augen.

»Wir wollen uns doch in Nachsicht üben, oder, Carla?«, ermahnt Mutter sie.

Jetzt tritt Tante Joan vor. »Wir haben im Wohnzimmer gedeckt.«

»Lasst mir noch einen Moment Zeit mit meinen Kindern«, erwidert Mutter. Sie nimmt meine Hände in ihre und zieht mich an sich. »Ich glaube, dich habe ich am allermeisten vermisst«, flüstert sie mir ins Ohr.

Eine Träne läuft mir über die Wange und sie wischt sie weg. »Ich freue mich so, dass du hier bist, Mutter.«

»Ich mich auch, mein Schatz. Ich hab dir einen Beutel neue Wolle für deine Häkelarbeiten mitgebracht. Erinnerung mich da-

ran, ihn dir später zu geben. Ich konnte ganz herrliche Gelb- und Grüntöne ergattern.«

Dann umarmt sie Carla und als Letztes Caspian. Ich komme mir selbstsüchtig vor, weil mir so deutlich anzumerken war, wie sehr sie mir gefehlt hat. Schließlich muss Mutter Vater dabei helfen, die Gemeinschaft zu leiten. Sie führt mehrere Unternehmen und engagiert sich außerdem für jede Menge wohltätige Zwecke. Von morgens bis abends ist sie auf den Beinen und bekommt kaum Schlaf. Wir alle wissen, dass sie gern mehr Zeit mit uns verbringen würde, aber dazu ist sie einfach zu unentbehrlich.

Aber ich habe mir fest vorgenommen, keine Sekunde ihres Besuchs mit Traurigkeit zu verschwenden.

Nachdem Mutter uns alle umarmt hat, stellt sie sich zu uns in die Reihe. Sie nickt dem Fahrer zu, der daraufhin um die Limousine herumgeht und die Tür auf der anderen Seite öffnet. Kurz darauf erhebt sich Vaters Kopf über das glänzend schwarze Wagendach.

Die Sonne fällt durch die Bäume auf sein halblanges braunes Haar. In seiner Leinenhose mit passendem Hemd, aber wie gewohnt ohne Schuhe, kommt er auf uns zu, mehr schwebend als gehend. Seine Haltung ist so lässig-entspannt, dass ich ihn sofort glühend um sein Auftreten beneide. Ich wünschte, ich würde nur halb so viel Selbstsicherheit ausstrahlen wie er.

Ein paar Schritte vor uns bleibt er stehen, und wir straffen die Schultern, ein Ablauf, der uns über die Jahre in Fleisch und Blut übergegangen ist. Vater studiert unsere Mienen, und ich bin mir bis heute nicht ganz sicher, was er darin zu erkennen hofft.

»Kinder«, sagt er nach einer Weile. Niemand antwortet und sogar Millie ist ausnahmsweise still. »Wie ich sehe, ist es euch in meiner Abwesenheit wohlgegangen. Ich vertraue darauf, dass ihr Joan und Barb keinen Ärger gemacht habt. Wenn ich nach-

her mit ihnen spreche, möchte ich keine Klagen über euch hören. Habt ihr verstanden?«

»Ja, Sir«, antworten wir im Chor.

Sein strenger Blick wird ein wenig milder. »Gut. Ich habe eine anstrengende Reise hinter mir.« Vater tritt auf mich zu. »Wie geht es dir, Piper? Hast du fleißig trainiert?«

»Jeden Tag. Und ich habe eine neue Decke gehäkelt, die wir spenden können.« Auch Vater legt viel Wert auf Wohltätigkeit, weshalb die Gemeinschaft regelmäßig Decken und Selbstgenähtes an Obdachlosenheime spendet. Ich versuche, mindestens ein oder zwei Stücke pro Monat fertig zu bekommen. Die Vorstellung, dass die Leute in der Außenwelt sich so wenig um ihre Nächsten kümmern, dass dort überhaupt solche Einrichtungen nötig sind, stimmt mich traurig.

Er gibt mir einen Kuss auf den Scheitel. »Das freut mich. Bevor ich wieder fahre, machen wir beide mal einen Spaziergang zusammen, dann kannst du mir genauer erzählen, was du in letzter Zeit so getrieben hast.«

Damit wendet Vater sich ab und marschiert zum Haus, wie ein König, der nach langer Reise in sein Schloss zurückkehrt.

Es dauert eine Sekunde, bis Mom aus der Trance erwacht, in die Vater seine Zuhörer oft versetzt. »Na, dann kommt. Mommy braucht einen kleinen Drink.«

Während die anderen ihr schon ins Haus folgen, steigt Thomas aus der Limousine. Cas und ich bleiben draußen, um ihn zu begrüßen. Er ist komplett schwarz gekleidet und hat dunkle Ringe unter den Augen. Seine braunen Haare sind lang geworden. Er ist gut aussehend, genau wie Caspian, wirkt aber irgendwie schroffer.

»Schön, dass du wieder da bist«, sagt Caspian und umarmt seinen Bruder. »Ohne dich fehlt hier einfach was.«

»Und? Wie ist es in der Kolonie?« Ich kann mich kaum hal-

ten vor lauter Neugier. »Los, ich will alles wissen! Wehe, du lässt was aus! Wir sind so stolz auf dich!«

Doch Thomas' gewohntes Lächeln bleibt aus. »Gut«, sagt er schließlich schlicht. »Lasst uns reingehen.«

Ich zupfe an seinem Ärmel. »Ach komm, Thomas. Jetzt erzähl doch mal!«

»Später. Gerade bin ich zu müde.«

Ich werfe Caspian einen verwirrten Blick zu und er greift nach meiner Hand. Das macht er oft, wenn er nervös ist, so wie ich in solchen Momenten anfangs, an den Fingernägeln zu kauen. Bloß ein Reflex, ganz einfach. Doch als sein Daumen über meinen streicht, fühlt es sich kurz an, als könnte doch mehr dahinterstecken. Meine Haut prickelt, und ich weiß nicht, ob ich seine Hand fester drücken oder loslassen soll.

Ich lasse los.

Das wäre auch in Vaters Sinne.

Thomas gähnt. »Ich hab dir was mitgebracht, Piper.« Ich muss ein ziemlich erstauntes Gesicht machen, denn jetzt lächelt er schließlich doch. »Ich geb's dir heute Abend nach dem Lichterlöschen, okay?«

Ich falle ihm stürmisch um den Hals und er erwidert meine Umarmung. »Danke, Thomas. Ich freue mich so, dass du wieder da bist.«

»Und was ist mit mir? Kriege ich etwa kein Geschenk?« Cas schiebt gespielt eingeschnappt die Unterlippe vor. Thomas verdreht die Augen.

Wir gehen ins Wohnzimmer, wo die Tanten Kaffee, Tee und Kuchen servieren. Mutter bekommt gerade von Tante Joan einen Martini mit drei Oliven überreicht, ihren Lieblingsdrink.

Sie lässt sich in einen Plüschsessel sinken und zieht sich den Hut vom Kopf. »Genau das habe ich jetzt gebraucht. Danke.« Sie hebt das Glas an die Nase, schließt die Augen und nimmt

einen tiefen Atemzug. Dann gibt sie den Drink Tante Joan zurück, die damit nach draußen geht und ihn ins Gras schüttet. Mutter hatte ein Alkoholproblem, bevor sie der Gemeinschaft beigetreten ist, und Vater gestattet ihr hin und wieder dieses kleine Ritual, um ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Trinken darf sie den Alkohol nicht. Vater sagt, Alkohol betäubt die Sinne und schwächt unsere Körper, wodurch wir anfällig für Krankheiten werden.

Die Tanten dirigieren uns zum Sofa und wir setzen uns. Millie versucht, auf Mutters Schoß zu klettern, doch da nimmt Vater sie auf den Arm. »Mutter braucht jetzt ein bisschen Ruhe«, erklärt er streng, aber Millie schreit und fängt unwillig an zu strampeln, sodass ihre Schärpe sich löst. Vater legt ihr die Hand auf die Stirn und schließt die Augen, um seine Ruhe auf sie zu übertragen, was allerdings nicht funktioniert. Am Ende hebt Mutter sie doch auf ihren Schoß und bindet die Schärpe wieder fest.

»Gut«, sagt sie, als Millie sich zufrieden an sie kuschelt, »dann erzählt mal, was ihr in der Zwischenzeit alles erlebt hat.«

Vater lässt sich im Sessel neben Mutter nieder. Sein Kiefer wirkt angespannt, er lässt den Kopf kreisen und rutscht andauernd hin und her, als fände er keine bequeme Sitzposition. Ich versuche, ihn nicht allzu offensichtlich anzustarren, aber wie immer achte ich auf jede noch so winzige seiner Regungen. Auch Cas und Thomas beobachten ihn; nur die Kleinen bekommen nichts mit.

Henry und Samuel berichten von dem Frosch, den sie heute am See gefangen haben und der jetzt in einem Terrarium in ihrem Zimmer untergebracht ist. »Wir haben ihn Captain John Wayne getauft!«, sagt Henry. Beverly Jean verkündet, dass sie neuerdings ganz ohne Rezept Apfelkuchen backen kann, den es heute Abend zum Nachttisch geben wird. Außerdem hat sie

einen Makramee-Blumentopfhalter geknüpft. Carla hat Perlenketten gebastelt.

Mutter strahlt. »Ich bin so stolz auf euch alle. Was haben wir doch für wunderbare Kinder!« Sie sieht Thomas an. »Und unser Thomas ist zum ersten Mal seit seiner Initiation wieder zu Hause! Ich bin so glücklich, dass ich glatt weinen könnte.«

Vater nickt. Dann steht er auf, um Thomas auf die Schulter zu klopfen. »Thomas hat sich als wahre Bereicherung für die Gemeinschaft erwiesen. Und er ist wegen eines ganz besonderen Projekts mit uns hergekommen, aber davon erzähle ich euch später.«

»Danke, Curtis«, murmelt Thomas, ohne den Blick vom Boden zu heben.

»Ich hoffe, die Tanten waren nicht zu streng mit euch«, sagt Mutter.

Caspian und ich wechseln einen verstohlenen Blick. Die Tanten sind immer zu streng mit uns. Aber darüber dürfen wir uns nicht beklagen, schon gar nicht Vater gegenüber. Die beiden würden es uns büßen lassen, sobald Vater und Mutter wieder weg sind.

»Ach was, gar nicht«, antworte ich mit einem Lächeln in Tante Barbs Richtung. Sie wendet sich ab.

Vater massiert sich die Schläfen. »Es war eine lange Reise, Kinder. Eure Mutter und ich müssen uns jetzt erst mal ein bisschen ausruhen.«

Er nimmt Mutter beim Ellenbogen und führt sie nach oben, wo ihr Schlafzimmer ist.

Tante Joan fängt an, den Kuchen abzuräumen, bevor irgendwer von uns Kindern sich ein Stück nehmen kann. »So, Abendessen gibt es erst in ein paar Stunden. Seht zu, dass eure Kleider bis dahin sauber bleiben.«

»Aber die Kleinen müssten dringend mal nach draußen und

sich ein bisschen austoben«, wende ich ein. »Können sie sich dafür nicht kurz umziehen?«

»Du weißt genau, dass das eurer Mutter nicht recht wäre.«

»Aber dürfen sie wenigstens nach draußen? Ich passe auch auf, dass sie sich nicht schmutzig machen.«

»Gut, aber wehe, ich entdecke nachher auch nur den kleinsten Fleck, dann ziehe ich dich dafür zur Verantwortung.«

Ich stehe auf. »Abgemacht.«

Niemand rührt sich, bis die Tanten aus dem Zimmer sind.

4.

Die Frau lauert vor der Badezimmertür, man kann sie reden hören. Ich liege in ein Handtuch gewickelt auf der Badematte und würde am liebsten am Daumen nuckeln wie ein kleines Kind, um mich Mutter und Vater und meinen Geschwistern näher zu fühlen.

D
A
N
A
C
H

Ein kurzes Klopfen und schon steht sie wieder im Raum und raubt mir jeglichen Sauerstoff zum Atmen. Hinter ihr sehe ich einen Mann weggehen.

»Entschuldige, dass ich so reinplatze«, sagt sie. »Aber du bist jetzt seit mehr als einer Stunde hier drin.«

Ich antworte nicht und versuche, mir die Tränen abzuwischen, ohne dass sie es mitbekommt.

Die Frau legt ein Bündel neben mich auf den Boden.

»Frische Kleidung.« Sie tätschelt den Stoff. »Wenn du fertig bist, komm runter in die Küche, dann können wir frühstücken. Es gibt Blaubeerpfannkuchen und Toast mit Erdbeermarmelade.«

Ich erwidere ihr Lächeln nicht.

Als sie weg ist, ziehe ich mich an. Die Shorts hängen mir tief auf den Hüften und der Kragen des T-Shirts rutscht mir ständig von der Schulter. Vorne drauf prangt in widerlich grellem Pink der Schriftzug *NO LIMITS*.

Sie hat sich nicht mal die Mühe gemacht, meine Größe in Erfahrung zu bringen und mir was Passendes zu besorgen. Vielleicht haben diese Sachen aber vorher auch jemand anderem gehört.

Meine Hand liegt auf dem Türknauf, doch ich wage mich nicht nach draußen. Der Bleichmittelgeruch ist zurück, noch

stärker als zuvor. Sternchen und Lichtblitze tanzen mir vor den Augen.

Wie bin ich überhaupt hier gelandet?

Durch die Gedächtnislücken fühle ich mich so dumm und schwach. Wissen ist Macht, sagt Vater. Ich habe weder das eine noch das andere.

Schließlich wage ich mich raus in den Flur, der sich wie ein dunkler Tunnel vor mir erstreckt. Ich taste mich voran, unsicher, in welche Richtung ich muss. Rechts und links sind Türen, alle zu. Ich probiere, eine zu öffnen, aber sie ist abgeschlossen.

Genau wie alle anderen.

Ich wanke die Treppe hinunter und gelange in einen weitläufigen Raum, sehe noch mehr weiße Wände, noch mehr weiße Möbel. Wie in einem Krankenhaus.

In einem Panoramafenster hängt ein rotes Prisma, dessen Reflexion eine klaffende Wunde an die gegenüberliegende Wand zeichnet. Dieser Ort ist so anders als mein Zuhause, in dem leere Colaflaschen mit Wildblumen auf den Fensterbänken standen.

»Hast du Hunger?«, ertönt links von mir die Stimme der Frau. Sie steht in einer Küche, die durch einen bogenförmigen Durchgang von dem großen Raum abgetrennt ist, und klappt gerade die Kühlschranktür zu.

Mein Magen knurrt wie ein Bär und ich folge dem Frühstücksduft zu einem großen Holztisch. Dort ist ein einziger Platz gedeckt, mit zwei weißen Pillen neben dem Teller.

Ich schiebe sie beiseite.

Aber bei Toast und Erdbeermarmelade bin ich schon immer schwach geworden. Mutter macht die beste Erdbeermarmelade der Welt. Als ich noch klein war, hat sie sogar mal irgendeinen Preis dafür gewonnen. Ihr Lächeln an dem Tag damals werde ich nie vergessen. Wie sie mit mir auf dem Arm vor Vaters Fotoapparat posiert hat und alle uns beneidet haben.

Ich habe so lange nichts in den Magen bekommen, dass mir schon schlecht ist. Am liebsten würde ich die Frau fragen, ob das Obst bio ist oder mit Pestiziden verseucht.

Ich esse trotzdem. Die Kraft werde ich bald bitter nötig haben.

Auch wenn es noch niemand ahnt – ich habe nicht vor, lange hierzubleiben.



Nach dem Essen fordert die Frau mich auf, mit ins Wohnzimmer zu kommen. Sie sagt, dort warte ein Arzt, der mir helfen wolle.

Ein paar gerahmte Fotos stehen auf dem Kaminsims. Auf einem ist ein Mädchen beim Fahrradfahren zu sehen, auf einem anderen drückt es eine Puppe an sich. Ihm fehlt ein Schneidezahn.

Das dritte Bild, vergilbt und leicht unscharf, zeigt ein anderes Mädchen in einem Planschbecken ...

Die Frau tritt neben mich. Ihr Atem und das Ticken der Uhr scheinen die einzigen Geräusche im Raum zu sein.

Mit einem Räuspern deutet sie auf einen Mann, der auf dem Sofa sitzt. »Bist du so weit, Piper?«

Der Mann leckt sich über die schnurrbartgekrönten Lippen. »Hallo, Piper. Ich bin Dr. Lundhagen, aber du kannst mich gern Oscar nennen.« Er trägt einen Rollkragenpullover unter einem dunkelgrauen Blazer und schiebt eine wuchtige goldene Armbanduhr an seinem Handgelenk zurecht.

Vater sagt, nach Reichtum streben nur Dummköpfe.

Die Frau rückt zögernd ein Stück näher. »Oscar ist hier, um sich ein bisschen mit dir zu unterhalten, Piper. Unter vier Augen. Darüber, wie es dir geht.«

»Wärst du damit einverstanden?«, fragt der Mann. Ein paar dunkle Nasenhaare ragen in seinen Schnurrbart.

Ich zucke mit den Schultern.

Der Mann wirft der Frau einen Blick zu. Sie verlässt das Zimmer. Im Flur öffnet und schließt sich eine Tür.

Und wieder bin ich allein mit einem Fremden.

Er hüstelt. »Möchtest du dich nicht setzen?« Einladend weist er ans andere Ende der Couch. Die Wand daneben verschwindet fast komplett hinter einem Regal voller Porzellanfiguren, die mich alle aus toten Augen anstarren.

Ich ziehe einen Stuhl mit hoher Lehne quer durchs Zimmer und positioniere ihn dem Mann gegenüber. Selbst im Sitzen mache ich mich noch so groß, wie ich kann, halte mich kerzengerade. Der Mann hockt mit krummem Rücken auf dem Sofa, niedriger als ich. Schwächer.

»Danke, dass du dich bereit erklärt hast, mit mir zu reden, Piper. Das fällt dir sicher nicht leicht.«

Zur Antwort mustere ich ihn nur schweigend, so gern ich ihn auch auf die Tatsache hingewiesen hätte, dass ich noch kein einziges Wort mit ihm geredet habe. Ich greife nach meiner Halskette und streiche mit dem Daumen über den grünen Anhänger. Mutter hat mir erklärt, dass das ein Amazonit ist, der für Gelassenheit und Stabilität steht. Er fühlt sich so kühl an wie immer.

Der Mann verschränkt die Hände. Auch auf seinen dicken Fingerknöcheln wuchern lange schwarze Haare. Mir kommen die Pfannkuchen hoch, aber ich schlucke alles wieder runter, ohne mir etwas anmerken zu lassen. Wahrscheinlich waren die Dinger voller Konservierungsstoffe, die mir jetzt sämtliche Nährstoffe aus den Körperzellen saugen und mich langsam, aber sicher vergiften.

»Wie kommst du denn zurecht mit dieser neuen Situation?«

Der Mann hebt übertrieben besorgt die Augenbrauen. »Du bist ja jetzt schon seit über einer Woche hier.«

Seit über einer Woche? Im Ernst?

Er kratzt sich am Hinterkopf. »Jeannie hat gesagt, du würdest kaum was essen.«

Jeannie. Die Frau. Ich hasse den Klang ihres Namens, diesen herausgewürgten Brocken aus Konsonanten, Vokalen und Lügen.

»Na, du wirst deinen Appetit schon wiederfinden. Immerhin hast du eine Menge durchgemacht, Piper. Da ist es ganz normal, dass du dich erst mal orientierungslos fühlst. Hier ist alles anders, als du es gewohnt bist, das muss dir große Angst machen. Deine ganze Welt ist aus den Fugen geraten.«

Er starrt mich an, wartet darauf, dass ich etwas erwidere. Irgendwann seufzt er. »Wahrscheinlich macht es dir auch Angst, hier mit mir zu sitzen. Vielleicht unterhalten wir uns lieber ein andermal, wenn es dir schon ein bisschen besser geht. Ich würde dir wirklich gern helfen, Piper. Alles, was du mir erzählst, bleibt unter uns.«

Im Flur knarzt der Holzfußboden. Von wegen.